

MARGIT MAXIMILIAN

# WOZA SISI



Die mutigen Frauen Afrikas

K&S

Margit Maximilian

# Woza Sisi

*Die mutigen Frauen Afrikas*



[www.kremayr-scheriau.at](http://www.kremayr-scheriau.at)

ISBN 978-3-218-01025-2

Copyright © 2016 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

*Schutzumschlaggestaltung:* Sophie Gudenus, Wien, unter Verwendung eines Fotos von Dahlia Maubane, Hintergrundfoto Seppi Hochfellner

*Fotos im Innenteil:* Dahlia Maubane S. I, Ina Ndeye Fatou Thiam S. II, Amnesty International S. VIII unten. Alle anderen Archiv der Autorin

*Typografische Gestaltung und Satz:* Michael Karner, Gloggnitz

*Druck und Bindung:* Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan i. Lavanttal

# Inhalt

**Zehn Länder, zehn Frauen** 7

**Schuhgröße** 44

*Die Autorin, Politikerin und politische Aktivistin  
Aminata Dramane Traoré, **Mali*** 17

**Die, die niemand will**

*Die Schriftstellerin Ken Bugul, **Senegal*** 35

**Narben**

*Die Bildhauerin Reinata Sadimba, **Mosambik*** 53

**Miss Kibera**

*Die Schauspielerin und Streetworkerin Winnie Akinyi, **Kenia*** 69

**Haare**

*Die Fotografin Dahlia Maubane, **Südafrika*** 85

**Desperate Housewives Africa**

*Die Starmoderatorin und Medienmogulin Mo Abudu, **Nigeria*** 101

**Kleine Sklaven**

*Die Historikerin Martine de Souza, **Benin*** 121

**Tod und Revolution**

*Die Nonne Adriana Dwoki, **Südsudan*** 141

**African Sexualities**

*Die Rechtsprofessorin und Feministin Sylvia Tamale, Uganda* 153

**Dumme Polizisten**

*Die Menschenrechtsaktivistin Jenni Williams, Simbabwe* 169

**Danksagung** 191

**Anmerkungen** 192

## Schuhgröße 44

*Die Autorin, Politikerin und politische  
Aktivistin Aminata Dramane Traoré,  
Mali*

Klar kenne er die, sagt ein Freund in Bamako, jeder Mensch in Mali kenne Aminata Traoré. Er sei übrigens einmal mit ihr Schuhe kaufen gewesen, erzählt er am Telefon. Sie habe Schuhgröße 44. Eine große Frau. Sie war führende Mitarbeiterin im ersten Frauenministerium Afrikas in der Elfenbeinküste und einige Jahre Kulturministerin Malis. Sie hat viele Bücher geschrieben, schon 1977 hat sie mit einer Feministin aus dem Senegal den Verein Afrikanischer Frauen für Forschung und Entwicklung gegründet. Sie hat lange Jahre bei der UN gearbeitet und wurde schließlich zur Ikone der Globalisierungskritiker. Ich bin dementsprechend aufgeregt, als der große Mann am Tor sagt, ja, sie sei da, sie komme gleich, wir möchten doch bitte Platz nehmen. Wir sind einfach auf gut Glück hineingeschneit in das Hotel *Le Djenné* in Bamako. Es ist ihr Hotel. Hätte ich Monate davor versucht, diese Frau über ihre Agentin um zwei Tage Zeit zu bitten – es hätte ganz sicher nicht geklappt, so viel steht fest. Doch eine persönliche Begegnung kann in Afrika Wunder wirken, das lehrt die Erfahrung und ist in diesem Fall auch die einzige Chance. Der Freund hatte zuvor ausfindig gemacht, dass sie in Mali ist, denn Aminata ist viel auf Reisen. Und wenn er mit mir kommen würde, hatte er gesagt,

dann würde das schon klappen. Und so sitzen wir jetzt da wie brave Schulkinder, schweigen und warten. Es dauert.

Der schmale, längliche Innenhof ist eine Pracht. Alles hier ist aus Mali. Die schweren, niedrigen Holzstühle, auf denen wir sitzen, die dicken, dunklen Zimmertüren mit den silbernen Einlegearbeiten, die exquisiten Figuren in den Nischen, von denen viele vom berühmten Volk der Dogon stammen, das an den Felsen von Bandiagara lebt. Eine Wendeltreppe führt an großen, alten Masken vorbei zu den Zimmern im ersten Stock. Braun, beige bis dunkelrot, die mit Erdfarben gestrichenen Wände spiegeln das karge Sahel-Land. Sie beruhigen und machen schläfrig. Draußen kündigt sich die Regenzeit an, es hat bald 40 Grad. Doch hier im Hotel *Le Djenné* ist es luftig und kühl. Neben uns steht eine Tür offen. Eine laute Stimme dringt heraus, eine Frau telefoniert lange. Dann ist es wieder still. Irgendwo zwitschert ein Vogel. Die Touristen kommen nicht mehr nach Mali. Auch dieses Hotel steht leer.

»In den 90er Jahren war ich bei der Umweltkonferenz in Rio. Da habe ich begonnen, mich für das Bauen mit lokalen Baustoffen zu interessieren«, sagt Aminata Traoré schließlich. Sie ist zwei Kopf größer als ich. Der Körper wirkt füllig, doch er steckt in einem so großen, prächtigen afrikanischen Boubou, dass man die Figur nur erahnen kann. Indigoblau mit cremefarbenen Streifen, unten leuchtendes, fröhliches Orange, der Stoff passt perfekt zum hellen, orange-beigen Tuch, das sie auf dem Kopf trägt. Kein Haar lugt darunter hervor. Eine überlange, dünne Stoffkette baumelt um ihren Hals, alle paar Zentimeter unterbrochen von Stoffkügelchen, auch sie orange und cremefarben. Zwei breite, mit pastellfarbenem Stoff bespannte Armreifen vervollkommen das Bild. Aminata Traoré ist eine

elegante, auffallende Erscheinung. Alles an ihr scheint perfekt komponiert und ist doch auch Alltag in Mali. Von Bamako bis Timbuktu – die großgewachsenen Frauen Malis sind einzigartig.

»Ich habe Baustoffe und Materialien, mit denen ich arbeiten kann, hier im Land gesucht«, sagt sie. »Damit wollte ich auch mit der Abhängigkeit brechen. Denn mein großes Problem, das ist die Abhängigkeit. Intellektuell, finanziell und materiell.« Aminata Traoré lebt ihren Widerstand ohne Wenn und Aber. Jeder ihrer Sätze ist programmatisch. »Wir sind auf allen Gebieten von Auslandshilfe abhängig, sogar im Bauwesen. Das ist ein Drama.« Zwei Tage nach dem unangekündigten hereinplatzen sitzen wir auf denselben dunklen Stühlen im Hof des Hotels und machen unsere erste Film- und Sprachaufnahme. Viel Zeit werde sie nicht haben, hatte sie gewarnt. Ein Text zum internationalen Frauentag, der an den UN-Generalsekretär gehe, müsse fertiggestellt werden. Aber, wenn ich danach Lust hätte, sie zu begleiten, dann wäre das schon okay. Dazwischen könnten wir natürlich auch reden. »Aber nur kurz«, sagt sie. Ich bin sehr zufrieden, denn am Ende, denke ich, haben die Menschen in Afrika ja doch immer alle Zeit der Welt. Auch das lehrt die Erfahrung.

Doch zunächst herrscht kühle Distanz. Aminata Traoré ist ein Medienprofi. Sie ist so viel gefilmt und interviewt worden, dass sie alle Unbill seelenruhig über sich ergehen lässt. Bald wird sie siebzig, doch das sieht man ihr nicht an. »Könnten Sie bitte ein wenig nach rechts rücken? Nein, doch vielleicht wieder zwei Zentimeter zurück nach links?« Sie schaut gelangweilt drein, ihr großes, dunkles Gesicht bleibt ungerührt. Sie wirkt ein wenig müde. Die schwarzen Augen blicken ins Leere. In Gedanken scheint sie woanders zu sein.



»Die Hotellerie interessiert mich eigentlich gar nicht. Was mich interessiert, ist der Rahmen, in dem ich etwas ermöglichen kann«, sagt sie. Ihre Stimme ist tief und rauchig. »Ich denke nicht in Businesswomen-Kategorien, das interessiert mich nicht. Ich verwalte das Hotel nicht, es ist ein kleiner Familienbetrieb geworden. Was mich interessiert, ist die Kreativität, mit der wir die Nachteile aufheben können, die wir aufgrund der neoliberalen Wirtschaftspolitik nun einmal haben. Ich möchte Antworten und Möglichkeiten finden.« Das Hotel hat sie bewusst in diesem einfachen Viertel Bamakos geplant und gebaut. Denn hier ist sie zu Hause. Ziel sei es gewesen, die eigene Umgebung zu verändern, sagt Aminata Traoré. Um die Frauen in der Nachbarschaft einzubinden, gründet sie ein Frauennetzwerk. Schon zu den ersten Versammlungen kommen Hunderte. Ihre Erwartungen seien bei Weitem übertroffen worden, sagt sie stolz. Ein zufriedenes Lächeln huscht über ihr Gesicht. Die tiefen Lachfalten neben dem breiten Mund ziehen sich ein wenig nach oben. Die jüngeren Frauen der Kooperative haben die Straße gepflastert. Abflussrinnen wurden erneuert und Bäume gepflanzt. So wurde das gesamte Altstadtviertel saniert. Der Unterschied ist fühlbar. Die Straße wirkt wie eine Oase im trocken-staubigen Bamako. Neben dem Hotel stehen zwei große, sanfte Ziegen auf den breiten Lehmstufen im Schatten und fressen herabgefallene Blätter. Daneben steht ein Eimer Wasser. Friedlich grasen sie dem Tod entgegen, der sie unausweichlich erwartet. Auf der Bank daneben sitzen drei alte Männer, die beobachten, wer gerade kommt und wer geht und welches Auto in der schmalen, verkehrsberuhigten Straße vor dem Hotel Halt macht. Sie haben ihre langen, weißen Bou-bous ein wenig hochgezogen. Einer hat den Arm auf sein angewinkeltes Bein gestützt und streicht sich mit Daumen und Zei-

gefingert über die Stirn. Sein Freund daneben blickt durch die dicken, milchigen Gläser seiner alten, mit viel Gold verzierten Brille ins Leere. Nur selten wechseln die Männer ein Wort.

Auf der gegenüberliegenden Seite steht das Kulturzentrum, das Aminata Traoré leitet und mitbegründet hat. Benannt ist es nach Amadou Hampâté Bâ, einer der bedeutendsten Schriftsteller Westafrikas. Den Schriftzug über dem Eingang kann man kaum noch lesen, üppig wuchernde Zweige verdecken ihn. Wie das Hotel ist auch das *Centre Amadou Hampâté Bâ* einstöckig, kühl und schattig. Die rotbraunen Ziegelwände sind unverputzt. Hohe Bögen spannen sich über den schmalen, offenen Innenhof. Im hinteren Teil sind Werkstätten eingerichtet, in denen vor allem Stoffe aus Biobaumwolle für das Label der Designerin Awe Meité hergestellt werden, Aminata Traorés Tochter. Spinnräder rattern, Webstühle klappern. Manchmal hallen Schritte und Stimmen im Hof. Ein Mann sitzt an einem offenen Fenster und näht mit einer alten Singer-Nähmaschine lange Stoffbahnen zusammen. Die fein gearbeiteten Jacken, Schals und Taschen werden in einer kleinen Boutique im Hof des nahegelegenen Restaurants *San Toro* verkauft, dem dritten Betrieb Aminata Traorés. Auch das Restaurant funktioniert nach Aminata Traorés Prinzip der Selbstversorgung. Alles, was darin angeboten wird, stammt aus Afrika. Nach einem kühlen Coke zu fragen, entpuppt sich nicht nur als aussichtslos, sondern fast schon als Affront. »Meine Betriebe sollen Schaufenster sein, sie sollen zeigen, was man in Mali machen kann«, sagt Aminata Traoré. »Ich freue mich, wenn Menschen sich hier treffen, wenn es Foren und Veranstaltungen gibt. Auch an diesem Abend ist im Kulturzentrum eine große Veranstaltung geplant. Selbstverständlich können wir dabei sein.

»Warum ich begonnen habe, mich mit Frauenangelegenheiten zu beschäftigen?« Aminata denkt kurz nach, eine Antwort hat sie aber nicht. »Ich bin als Frau in Mali geboren worden, diese Erfahrung reicht. Als kleines Mädchen musste ich all das machen, was man als kleines Mädchen in Mali machen muss, und das war genau das Gleiche, was auch schon meine Mutter machen musste. Ich musste das Haus kehren, Wasser holen und Dinge auf dem Markt verkaufen. So bin ich aufgewachsen. Umgeben von sehr unterschiedlichen Frauen. Aber jede war sehr stark und außergewöhnlich. Ich bin mit Polygamie um mich herum groß geworden, mit all den Fragen, Problemen und Schwierigkeiten. Auch unsere Familie war polygam.« Aber nicht das Leben mit der Polygamie sei es gewesen, das sie zur Kämpferin für Frauenrechte gemacht habe. »Mein Prinzip ist es, zuzuhören. Ich höre mir an, was nicht funktioniert. Aber ich lasse die Menschen, wo sie sind. Ich möchte nicht urteilen. Ich sage nicht, ihr müsst euch ändern oder euch befreien. Ich glaube, jeder und jede muss sich selbst befreien. Jede Frau muss wissen, was im Zentrum ihres Kampfes steht.« Polygamie sei völlig normal gewesen, sagt Aminata Traoré. Man habe sie nicht in Frage gestellt, genauso wenig wie den Kolonialismus. »Ich bin in Bamako aufgewachsen und ich dachte, wenn man in einer Kolonie lebt, lebt man eben in einer Kolonie. Die, die herrschten, lebten das Leben der Herrschenden. Und die anderen, das waren wir. Wir lebten als ›Eingeborene‹. Ich bin in eine gute Schule gegangen. Da gab es schwarze, gemischt-rassige und auch weiße Kinder. Natürlich hat man den Unterschied gesehen. Die Leichtigkeit, mit der die weißen Kinder leben konnten, fehlte uns. Wenn man klein ist, träumt man davon, all die schönen Dinge zu besitzen, die die anderen Kinder besitzen.« Nein, neidisch sei sie nicht gewesen. »Ich war neu-

gierig, aber ich habe den Unterschied respektiert. Wir waren anders.«

Mali hieß damals Französisch-Sudan und das Leben als kleines sudanesisches Mädchen hatte auch Vorteile. »Ich konnte mich viel freier bewegen. Ich konnte überall hin, hatte nichts zu befürchten. Ich glaube, das Leben eines kleinen weißen Mädchens, einer Kolonialistin, war ganz anders. Sie waren abgeschottet. Wir lebten voneinander getrennt, aber es gab keine Feindschaft und keine Animosität. Es war halt so. Es gab einfach eine Rasse, die mehr wert war als die andere.«

»Komm her, wenn du willst!« Ein kleiner, süßer Junge streicht schon die längste Zeit um uns herum. Das ist Jan, erklärt Aminata, eines ihrer zwei Enkelkinder. Er springt freudig auf ihren Schoß. »Ich hatte Glück, dass ich als erstes Mädchen in der Familie eingeschult wurde. Zuerst kam die Volksschule, dann das Lycée, dann die Universität. Dort habe ich einen Mann aus der Elfenbeinküste kennengelernt. Wir haben geheiratet und ich bin zu ihm gezogen.« Als in Abidjan das erste Ministerium für Frauenangelegenheiten in Afrika gegründet wird, wird Aminata Direktorin eines Programmausschusses. Sie ist 27 Jahre alt.

Wir sind aufgestanden, müssen hinüber ins Kulturzentrum. Zwar dauert es noch eine Stunde, bis die Veranstaltung beginnt, aber Aminata Traoré ist schließlich Hausherrin und muss die Gäste begrüßen. Draußen auf der Straße ist es nicht mehr so heiß. Die alten Männer sind weg. Die Ziegen auch. Aminata redet lautstark mit einer Frau, die mit einem Eimer auf dem Kopf ebenfalls zum Kulturzentrum unterwegs ist. Dann entdeckt sie einen alten, bärtigen Händler. »Hallo Amadou, ça va?«, grüßt sie freundlich. Amadou ist Stoffhändler, ein dünner, drahtiger

Mann. Die fein säuberlich gefalteten, bunten Stoffbahnen balanciert er kunstvoll auf dem Kopf, so als seien sie federleicht. Wir stehen mitten auf der Straße. Die beiden sprechen Bambara und haben einander offenbar viel zu erzählen. Ich werde unruhig und ungeduldig. Jan dagegen scheint zufrieden. Er hängt am Rockzipfel seiner Oma und lässt sie jetzt nicht mehr los.

»Ich bin keine verhärmte Feministin, die gegen Männer kämpft. Das ist nicht das Problem«, sagt sie, als wir uns an den großen Tisch setzen, der im Hof des Kulturzentrums aufgestellt wurde. Eine Mitarbeiterin bietet uns selbst gemachten Saft aus einer Mineralwasserflasche an, den wir gerne annehmen. Es ist Ingwersirup. Dick und scharf. Sehr scharf. Auf dem Tisch hat eine andere Mitarbeiterin zwei Stöße von Aminata Traorés neuestem Buch *La Gloire des Imposteurs* aufgetürmt. Der »Ruhm der Hochstapler« ist Anfang 2014 erschienen und enthält den Briefverkehr zwischen ihr und dem berühmten senegalesischen Schriftsteller Boubacar Boris Diop. Die beiden unterhalten sich über Afrika, über Frankreich und vor allem über die anfänglich von der malischen Bevölkerung enthusiastisch begrüßte Militärintervention französischer Truppen in Nord-Mali, die die zwei Intellektuellen strikt ablehnen. Einige der Gäste blättern das Buch durch und stellen allerhand Fragen. Noch lieber aber lassen sie sich mit der berühmten Dame fotografieren.

Der Großteil der Eintreffenden sind Frauen. Aminata lächelt breit in die zahlreichen Kameras. Die Gäste umschwirren sie, sie ist in ihrem Element. Männer tragen gestapelte Stühle an uns vorbei. Im Saal bauen sie Sitzreihen auf, aber nur wenige Zuhörerinnen haben schon Platz genommen. Die große Glasfront zum Saal ist offen, es herrscht reges Kommen und Gehen. Draußen treffen weitere Gäste ein, die meisten auf

Mopeds. Am Eingangstor herrscht dichtes Gedränge. Freundliche Gespräche und fröhliches Gelächter erfüllen die Straße. Viele der Eintreffenden finden sich umgehend in Gruppen zusammen, mit flüchtigen Begrüßungsküssen gesellen sich neu Ankommende hinzu, oft ohne das Handy auch nur kurz vom Ohr zu nehmen. Niemand hat es eilig, obwohl es nun schon nach achtzehn Uhr ist und die Veranstaltung bereits beginnen sollte. Es sind schicke Leute aus der Mittel- und Oberschicht, studentisch, aufgeweckt, gut vernetzt und allesamt gut gekleidet. Eng anliegende Roben und Kostüme, Stöckelschuhe, spitze Schuhe, knallige, dünne Krawatten oder traditionelle, wallende Boubous mit passender Kopfbedeckung. Bunt, stimmig, gewagt, sexy, elegant, wie auch immer. In jedem Fall aber einzigartig. Das ist Mali, denke ich, eines der ärmsten Länder der Welt.

»Die Rolle der nationalen Sprachen« lautet der Titel des Abends. Aminata Traoré soll nach einigen Referaten auch aufs Podium. Doch um neunzehn Uhr hat die Veranstaltung noch immer nicht begonnen. Wenn sie nicht gerade in eine Kamera lächelt oder Bücher signiert, wirkt sie müde.

Um halb acht ist es endlich so weit. Obwohl immer noch Stühle hin- und hergeschoben werden, sind die ersten freundlichen Begrüßungsworte zu hören. Die krächzenden Lautsprecher werden nachjustiert. Eine große Frau in einem weißen Festkleid, mit weißer Perlenkette und ausladendem, weißem Kopfschmuck ergreift das Mikrofon. Sie redet lange, erhebt dann plötzlich feierlich die Stimme und beginnt die malische Nationalhymne zu singen. Allerdings nicht auf Französisch, der elitären Sprache der ausländischen Kolonialmacht, sondern in Bambara, der meistgesprochenen einheimischen Sprache Malis. Mehr als vierzig Sprachen werden in Mali gesprochen,

doch Bambara sprechen und verstehen achtzig Prozent der Menschen. Das Publikum wird aufgefordert, mitzusingen. Ein Flop, denn niemand im Saal kennt den Text. Die stolze Hymne wird zum atonalen Gemurmel und schmerzhaften Gekrächze. »Für Afrika und für dich, Mali, wird unsere Fahne Freiheit sein. Für Afrika und für dich, Mali, unser Kampf wird Einheit sein«, übersetzt Aminata. Wir lachen herzlich. Nippen schließlich nochmals am scharfen Ingwersirup und verabschieden uns. Auf Aminatas Auftritt können wir nicht mehr warten. Es ist spät, wir haben noch einen weiten Weg nach Hause. Zurück auf der Hauptstraße überfällt uns die heiße, von Mopedabgasen bleigeschwängerte Luft. Die Sicht ist trüb und der Himmel rot vom Sand der Sahara und der untergehenden Sonne.

Furchtbar spät sei es geworden, erzählt Aminata Traoré, als sie am nächsten Tag frisch und munter die Wendeltreppe herunterkommt. Es ist schon Nachmittag. Wir setzen uns auf dieselben Stühle wie am Vortag. Sie hat eine Grafik mitgebracht. »Das ist sehr wichtig«, sagt sie, »ich muss Ihnen das zeigen.« Auf dem DIN-A<sub>4</sub>-Blatt ist ein Dreieck zu sehen, das in der Mitte durchgeschnitten ist. Auf der linken Seite stehen die Probleme der Frauen Afrikas: Polygamie, Genitalverstümmelung, häusliche Gewalt, Schwangerschaft, Verhütung, Erbschaftsrecht, Gleichberechtigung usw. Auf der rechten finden sich die Probleme der Welt. Ökonomie, Finanzen, Verschuldung, Strukturanpassungen, Verträge über Immigration, Verteidigung und Militär, Globalisierung usw. »Wenn wir über afrikanische Frauen reden«, sagt Aminata Traoré mit fester Stimme, »dann sprechen wir nur über die Probleme im linken Teil.« Sie tippt mit dem Finger auf das Dreieck. »Man kommt hierher und sagt den Frauen: ›Seht, das sind eure Probleme. Ihr habt Probleme

mit euren Männern und eurer Kultur.« Gegen diese Probleme müssten die Frauen Malis ankämpfen, macht man ihnen weis. Schließlich seien das Probleme, die es nur hier in Afrika gebe.

»Aber sehen Sie, das ist die gesamte Welt«, sagt Aminata zornig und tippt fest und beharrlich auf den anderen Teil des Dreiecks. »Die ökonomischen Fragen, die Schulden, die Struktur Anpassungen, die Verträge über Immigration und die Finanzwelt bleiben verborgen. Darüber redet keiner mit den Frauen hier.« »Aber wie«, schimpft sie, »können Frauen Bürgerinnen einer globalisierten Welt sein, wie können sie ihre wirtschaftlichen Interessen verteidigen, wenn ein Teil der Wahrheit vor ihnen versteckt wird?« Weltweit würden globale Fragen diskutiert, schimpft sie, doch Afrika und besonders die Frauen Afrikas würden von dieser Diskussion ausgeschlossen. »Von ihnen verlangt man, dass sie über Polygamie reden, über häusliche und über sexuelle Gewalt. Aber die ökonomische, die wirtschaftliche Gewalt, die militärische Gewalt, die Gewalt in den Handelsbeziehungen – da sagt man zu den afrikanischen Frauen: ›Nein, nein, das ist nicht das Problem. Euer Problem sind eure Männer, ist eure Kultur.‹ So funktioniert das nicht.« So könne man sich der Frauenfrage heute nicht mehr annähern.

Kein gutes Haar lässt Aminata Traoré deshalb an gut gemeinten Ratschlägen von westlichen NGOs und Feministinnen aus dem Westen. Letztere hat sie schon lange im Visier. »Expertinnen« aus dem »dominanten Norden« würden wesentlich zum Bild der »verstümmelten und ewig schwangeren afrikanischen Frau« beitragen, ist in ihren Schriften nachzulesen. Die »neoliberale Verstümmelung«, schimpft sie, würde dagegen außer Acht gelassen. Aber westliche Feministinnen seien doch nicht der Feind, versuche ich zu beschwichtigen. Doch



das geht gänzlich schief. »Europäische Feministinnen fühlen sich uns afrikanischen Frauen gegenüber überlegen, das ist das Problem«, schimpft sie empört und schaut jetzt wirklich böse drein. »Sie wollen für uns entscheiden. Doch damit sorgen sie nur für eine neue Ebene der Diskriminierung: Die Männer, die uns beherrschen wollen, dominieren immer noch. Und die westlichen Feministinnen wollen ebenfalls dominieren.« Ich sehe sie wohl ein wenig verduzt an, denn es folgt eine längere Pause. Dann fügt sie etwa leiser hinzu: »Ja, so ist das. Selbst wenn diese Frauen liberal sind und es gut meinen.«

In einer globalisierten Welt, doziert sie dann aber umgehend weiter, die »Afrika über sich ergehen« lassen müsse, einer Welt, in der alle Entscheidungen über die Bewohner Afrikas außerhalb des Kontinents getroffen würden, in Washington, in Brüssel, in Paris, in New York, sei das anachronistisch. »Man will uns zwar helfen, aber nur bei dem, was in den für uns vorgesehenen Teil des Dreiecks hineinpasst.« Ziel sei nicht die tatsächliche Befreiung der afrikanischen Frau, sondern die Absicherung der westlichen Vorherrschaft in Afrika. Nur wenn sich Afrikas Frauen der westlich-kapitalistischen Weltsicht unterwerfen würden, sei der »dominante Weltteil« zufrieden. »Je mehr du dich von dir selber entfernst, je mehr du das Spiel mitspielst« – sie klimpert mit den Wimpern –, desto besser würde die Kooperation funktionieren. »Aber wir wollen ja alle gemeinsam auf diesem Planeten leben, mit all seiner Vielfalt und in gegenseitigem Respekt.«

Sie lässt sich schwer nach hinten in den Stuhl fallen, doch die Pause dauert nicht lange. »Aber ihr kauft nichts in Mali außer Rohstoffe, nichts, was hier hergestellt wird«, beginnt ihre Anklage von Neuem. »Aber ich soll euch alles abkaufen. Telefone, Fernseher, Fauteuils, alles. Und wenn es möglich

wäre, würdet ihr auch noch unsere Boubous europäisieren, das afrikanische Symbol der Selbstbehauptung«, schimpft sie. »Ich muss alles aufgeben, um von euch akzeptiert zu werden. Viele hier sagen: Es ist nicht leicht, sich in Mali selbst zu behaupten. Ich aber sage: Es ist sehr leicht. Man muss nur akzeptieren, was im eigenen Kopf ist.«

Jetzt müsse sie sich entschuldigen, sagt Aminata, hebt ihren Körper schwerfällig aus dem Stuhl und stapft ums Eck zum Büro. Der Abend muss organisiert werden, denn auch heute gibt es wieder Verpflichtungen. Eine kleine Gruppe Politiker und Intellektueller aus Frankreich ist da. Sie haben in Aminatas Restaurant *San Toro* einen Tisch reserviert und würden sich freuen, die Ex-Politikerin kennenzulernen.

Von 1997 bis zum Jahr 2000 war Aminata Traoré Ministerin für Kultur und Tourismus. Damals schien die Welt im Norden Malis noch in Ordnung. Fotos in ihrem Büro zeigen die großgewachsene Kulturministerin in der legendären Wüstenstadt Timbuktu, umgeben von berühmten Musikern, darunter der »König des Wüsten-Blues«, Ali Farka Touré. Ein guter Freund Aminatas, der 2006 verstarb. Mali und Musik gehören untrennbar zusammen. Auch das Abendessen im *San Toro* wird schließlich von klassischer Mali-Musik begleitet. Nicht perfekt allerdings, da der Balafon-Spieler erkrankt ist. Die Gäste aus Frankreich haben an einem langen Tisch Platz genommen. Der Rest des Lokals ist leer.

Auch heute, Jahre nach der französischen Militärintervention, sind der Norden Malis und auch Timbuktu absolute No-Go-Area. Ein Gebiet so groß wie Deutschland, mit nur 1,3 Millionen Einwohnern, 1500 Kilometer von der Hauptstadt entfernt. Aminata Traoré hat sich stets gegen die dauerhafte

Stationierung von – großteils französischen – UN-Truppen im Norden Malis gewehrt. »Warum nur sagen uns die Mächtigen dieser Welt, die sich derart um die afrikanischen Frauen sorgen, nicht die Wahrheit über die Rolle, die Bodenschätze, Erdöl und Territorien im Krieg spielen«, fragte sie Ende 2012 in einem von zahlreichen westafrikanischen Intellektuellen unterzeichneten Manifest. Eine berechtigte Sorge. Außerhalb der wenigen Städte gehören Attentate im Norden Malis heute zum Alltag. Fast wie in Afghanistan oder dem Irak. Ein Abzug der Franzosen liegt in weiter Ferne. »Wenn man Mali verstehen will, dann darf man nicht mit Nord-Mali beginnen, sondern man muss mit der Frage beginnen, warum die Dschihadisten überhaupt dort sind«, sagt Aminata Traoré.

Kurz haben wir sie an einen der leeren Tische gebeten. Sie ist nicht abgeneigt. Die Runde aus Frankreich, die größtenteils aus Männern besteht, unterhält sich ohnehin prächtig. Vor 2008 habe es keine Dschihadisten im Norden Malis gegeben, erklärt sie. Waffen- und Drogenhändler ja, aber keine Dschihadisten, die willkürlich töten. Das sei erst anders geworden, als Nicolas Sarkozy nicht mehr vom arabischen Frühling profitieren konnte. Aus innenpolitischen Gründen habe er dann mehrere Fliegen mit einem Schlag erledigen wollen. »Er wollte Gaddafi schlagen, französische Geiseln befreien und die Terroristen bekämpfen.« Bush und Sarkozy seien es gewesen, die das Problem des Terrorismus nach Mali exportiert hätten. »Die afrikanischen Staatschefs haben davor gewarnt, dass die gesamte Sahel-Zone destabilisiert wird, wenn Gaddafi stürzt, weil es dort so viele Waffen gab«, sagt sie. Doch Gaddafi wurde gestürzt. »Die Waffen sind hereingeströmt und man hat damit Kriege begonnen. Im Norden Malis gibt es Tonnen von Waffen. Die militärische Übermacht der Islamisten hat mit diesen Waf-

fen begonnen. Und jetzt sagt man uns, ›kauft Waffen in Europa, damit ihr diese Leute bekämpfen könnt.‹ Glauben Sie, das ist gerecht?«

Der französische Ex-Präsident Nicolas Sarkozy ist für Aminata Traoré schon lange ein blutrotes Tuch. Und nicht nur für sie. Sarkozys Arroganz äußert sich unverblümt im Jahr 2007 bei seiner »Rede von Dakar«, die sich in das Gedächtnis Afrikas eingebrennt hat. Vor der verblüfften intellektuellen Elite Senegals stimmt der damals frischgebackene Präsident am Rednerpult die alte Leier vom »Katastrophenkontinent« an. Er lässt kein Klischee aus und betont, dass »die Kolonialherrschaft an den Problemen Afrikas nicht schuld sei«. Doch damit nicht genug. Die Zuhörer trauen ihren Ohren nicht, als Sarkozy zu seiner berühmt gewordenen Tirade über den »entwicklungsunfähigen Afrikaner« anhebt. »Afrikas Drama ist, dass der Afrikaner nicht genug in die Geschichte eingetreten ist«, doziert Sarkozy. »Der afrikanische Bauer, der seit Jahrtausenden mit den Jahreszeiten lebt, kennt nur den ewigen Wiederbeginn der Zeit. In dieser Vorstellungswelt, wo alles immer wieder von vorn beginnt, ist kein Platz für das Abenteuer der Menschheit, für die Idee des Fortschritts. In diesem Universum, wo die Natur alles regelt, entkommt der Mensch der Qual der Geschichte, die den modernen Menschen gefangen hält, und er bleibt regungslos in einer unveränderlichen Ordnung. Nie stürmt der afrikanische Mensch der Zukunft entgegen. Nie kommt er auf die Idee, aus der Wiederholung auszutreten, um sich ein Schicksal zu erfinden. Das ist das Problem Afrikas.«

*L'Afrique humiliée*, »Die Demütigung Afrikas«, nannte Aminata Traoré das Buch, das sie danach schrieb. Es war eine der prominentesten Reaktionen auf die Rede. Jetzt liegt es vor uns,

ebenso wie das 2012 erschienene *L'Afrique mutilée*, »Das verstümmelte Afrika«. Wir sind im französischen Kulturinstitut, in das wir Aminata Traoré am nächsten Morgen begleiten. Es ist Samstag, ein alter, großer Dichter aus Timbuktu präsentiert sein neuestes Buch. Aminata sitzt auf dem Podium, sie spricht ehrende Worte. Draußen, auf der großen, schattigen Veranda führen wir danach zu Mittag ein letztes langes Gespräch. Die kulturelle Arroganz des Westens macht sie immer noch rasend: »Du kannst hier sterben und es kommt keine Rettung. Wenn du in einem solchen Kontext lebst, darf man die Menschen nicht noch mehr heruntermachen«, sagt sie. »Wenn man sich heute weltweit die Nachrichten anhört, dann hat man das Gefühl, die Opfer seien das Problem.«

Und was können Frauen dagegen tun? Aminata Traoré braucht nicht lange nachzudenken. Obwohl sie nicht ganz bei der Sache ist, denn vor der Veranda bietet eine Frau Mandarinen an, die sie umgehend Stück für Stück mit Daumen und Zeigefinger auf ihre Reife überprüft. »Ich sage immer: Erstens stellen Frauen fünfzig Prozent der Bevölkerung und zweitens sind die Frauen auch die Mütter der anderen fünfzig Prozent. Also sind wir mehr als die Hälfte.« Es gebe eine Komplizenschaft zwischen Müttern und ihren Kindern, erklärt sie, während sie seelenruhig eine Mandarine nach der anderen, die sie für würdig erachtet, in ein Tuch legt, das uns die Verkäuferin entgegenhält. Sie sei ja geschieden, erzählt Aminata, aber ihre beiden Töchter hätten immer zu ihr gehalten. Wie sie selbst auch, sind sie nach langen Jahren in Frankreich nach Mali zurückgekehrt. »Glauben Sie, dass eine afrikanische Frau etwas Besonderes ist?«, frage ich. Doch jetzt hat Aminata wirklich keine Zeit, der Preis wird verhandelt. Die Verkäuferin hat eine

alte Waage mit, sie zeigt auf die Nadel der Anzeige. Man redet, prüft und redet. Dann durchsucht Aminata die Taschen ihres Boubou nach Geld und streckt der Verkäuferin einen Geldschein entgegen. Sie nimmt den Plastiksack mit den Mandarinen und sagt: »Nein, jeder Mensch ist doch etwas Besonderes.« »Aber bedeutet es denn nicht mehr, hier in Afrika eine Frau zu sein?«, lasse ich nicht locker. »Nein«, sagt sie, »wir sind alle nur Menschen.«

Jetzt haben wir es plötzlich eilig. Nicolas, unser Kameramann, ist mit dem Auto vorgefahren. Die Kamera hat er schon verpackt und im Kofferraum verstaut. »Ich will hier bleiben, schreiben und mich um meine Enkelkinder kümmern«, sagt Aminata, als wir uns auf der Fahrt zurück zu ihrem Hotel über die Zukunft unterhalten. »Ich war so viel draußen in der Welt, aber das Ergebnis? Ich weiß nicht.« Sie sieht versonnen aus dem Fenster. An der Ampel betteln Straßenjungen. »Ich glaube, die Leute werden sich radikalieren, denn ein Großteil der Verzweiflung mündet in Fanatismus. Das ist eine enorme Herausforderung. Wenn die reichen Staaten weiterhin glauben, dass die Zukunft der Welt so sein kann wie jetzt, dann wird es explosiv.« Den Rest des Weges schweigen wir. Ich bin traurig, das Land am darauffolgenden Tag wieder verlassen zu müssen. Mali war immer mein Favorit unter den Ländern Afrikas.

Im Hof des Hotels kommt der kleine Jan freudig dahergelaufen. Aminata vertröstet ihn, sie will mir noch ein Buch aus dem Büro bringen. Dann verabschieden wir uns herzlich. Draußen wartet Nicolas.

Wir fahren ins *Le Relax*, ein angenehmes Lokal, dort wollen wir noch alle Bilder auf Festplatten überspielen und unsere Finanzen regeln. Das *Relax* hat gutes Essen, ein gut funktionierendes Internet und ist deswegen immer voll besetzt

mit wohlhabenderen Maliern, Ausländern, Diplomaten und UN-Soldaten. Das Überspielen dauert lange. Es ist fast Mitternacht, als ich in ein Taxi steige, um nach Hause zu fahren. In der Nacht erst blättere ich Aminatas Buch durch. Sie hat mir eine persönliche Widmung hineingeschrieben: »Eine bessere Welt ist vorstellbar.«

Vierzehn Tage später stürmen Bewaffnete kurz nach Mitternacht den Nachtclub *La Terrasse*, gleich ums Eck des *Relax*. Sie rufen »Allahu Akbar«, werfen Handgranaten und schießen in die Menge. Drei Malier, ein dreißigjähriger Franzose und ein Belgier, der für die EU-Mission in Mali tätig war, werden getötet. Es ist der erste gezielte Anschlag auf westliche Vertreter in der malischen Hauptstadt. Zu dem Anschlag bekennen sich algerische Islamisten.